



TRANSNATIONALE GESCHICHTE BAND 12

CHARLOTTE A. LERG

Universitäts- diplomatie

Wissenschaft und Prestige in den
transatlantischen Beziehungen 1890-1920



TRANSNATIONALE GESCHICHTE

Herausgegeben von
Michael Geyer und Matthias Middell

Band 12: Charlotte A. Lerg
Universitätsdiplomatie

Charlotte A. Lerg

Universitätsdiplomatie

Wissenschaft und Prestige
in den transatlantischen Beziehungen
1890–1920

Mit 7 Abbildungen

Vandenhoeck & Ruprecht

Gedruckt mit Unterstützung des Förderungsfonds Wissenschaft der VG WORT.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

© 2019, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen
bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: He rejoices over his LL.D. from Pennsylvania, in:
The American Monthly Review of Reviews 31.5 (1905), S. 543.
I. O. mit Kommentar: »Dr. Hohenzollern to Dr. Roosevelt:
While we're in these togs, why not review my ships at Kiel?«

Satz: textformat, Göttingen | www.text-form-art.de

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISSN 2197-1021

ISBN 978-3-647-31076-3

Inhalt

Dank	9
Kapitel 1	
Akademische Prestigepolitik	11
1.1 Annäherung: Kulturdiplomatie auf dem Campus	11
1.2 Standortbestimmung: Universitätsdiplomatie	15
1.3 Bourdieu ist tot – lang lebe Bourdieu!	21
1.4 Akademiker und Diplomaten in der <i>economy of esteem</i>	25
1.5 Die Aura der Publizität	29
1.6 Prestigebindungen	32
1.7 Historische Spuren von Prestige	35
Teil 1	
Wissenschaft und Weltgeltung	45
Kapitel 2	
Institutionelle Prestigepolitik: amerikanische Universitäten	47
2.1 Erfundene Tradition	47
2.2 Streben nach Anerkennung	67
2.3 Öffentlichkeitsarbeit und Alumni-Identität	75
2.4 Cosmopolitan Campus	91
Kapitel 3	
Nationale Prestigepolitik: deutsche Wissenschaft	101
3.1 Auswärtige Kulturpolitik	101
3.2 Streben nach Ansehen	104
3.3 Europäische Rivalen	116
Kapitel 4	
Persönliche Prestigepolitik: Hugo Münsterberg	136
4.1 Der deutsche Harvard-Professor	136
4.2 Der übereifrige Vermittler	147

6 Inhalt

Kapitel 5

Prestige und Sichtbarkeit: St. Louis 1904	161
5.1 Ein Palast für die Bildung	161
5.2 Ein Hörsaal für die Nation	165
5.3 Ein Markt für Universitäten	169
5.4 Eine Bühne für die Wissenschaft	175

Teil 2

Distinktion und Deutungsmacht	189
--	------------

Kapitel 6

Universitätsdiplomatie als Inszenierung	191
6.1 <i>Honoris causae</i>	191
6.2 Glanz und Gloria im Harvard Yard	201
6.3 <i>Rough Rider</i> in der Alten Aula	214

Kapitel 7

Universitätsdiplomaten	225
7.1 <i>Homo academicus – homo diplomaticus</i>	225
7.2 <i>Sui generis</i> : der amerikanische Universitätspräsident	235
7.3 Universitätsdiplomaten auf Staatsbesuch	243

Kapitel 8

Professorenaustausch als Universitätsdiplomatie	257
8.1 (K)eine spontane Idee des Kaisers	257
8.2 Repräsentativ und renommiert: die Kandidatenauswahl	271
8.3 Antrittsvorlesungen auf neuem Terrain	279
8.4 Die Presse, der Professor und die Diplomatie	286

Kapitel 9

Sozialprestige und Universitätsdiplomatie	297
9.1 Die Berliner Gesellschaft	297
9.2 Die letzte Schleppenkur	304

Kapitel 10

Institutionen der Universitätsdiplomatie	315
10.1 Zentrale Schaltstelle: das Amerika-Institut Berlin	315

10.2 Columbia auf dem deutschen Bildungsmarkt	332
10.3 Repräsentative Räume: das Deutsche Haus in New York	349

Teil 3

Ansprüche und Ambitionen	365
---	------------

Kapitel 11

Prestigebindungen auf dem Prüfstand	367
11.1 Universität, Neutralität und öffentliche Meinung	367
11.2 Protokollbruch in der akademischen Welt	375
11.3 Mobilisierung der Universitätsdeutschen in den USA	388

Kapitel 12

Propaganda statt Prestige	400
12.1 Umnutzung und Umdeutung etablierter Verbindungen	400
12.2 Die Agitatoren: Eduard und Kuno Meyer	412
12.3 Der Kulturmissionar: Eugen Kühnemann	426

Kapitel 13

Umverteilung in der transatlantischen <i>economy of esteem</i>	435
13.1 Wissenschaft, Krieg und deutsche Gründlichkeit	435
13.2 <i>Service Ideal</i> : der amerikanische Gegenentwurf	445
13.3 <i>American Science</i> : koordiniert und selbstbewusst	454
13.4 Nach 1920: den Faden wieder aufnehmen?	460

Fazit und Ausblick	467
-------------------------------------	------------

Kapitel 14

Die Universität in der Diplomatiegeschichte	469
14.1 Prestigebindungen: vernachlässigte Verflechtungen	469
14.2 Der universitätsdiplomatische Moment	472
14.3 Vorreiter der Kulturdiplomatie	475
14.4 Nichtstaatliche Institutionen in der Diplomatie	480

Anhang	483
Abkürzungsverzeichnis	485
Abbildungsverzeichnis	486
Quellen- und Literaturverzeichnis	487
1. Quellen	487
Archivbestände	487
Presse	489
2. Literatur	491
Register	521

Dank

Von der ersten Themensuche bis zum fertigen Manuskript habe ich von vielen Seiten Rat erhalten und immer wieder Beistand erfahren. Ohne die vielfältige Inspiration und Motivation hätte ich dieses Buch nicht schreiben können.

Die gezielten Fragen von Christof Mauch waren mir stets Ansporn, meine Argumentation zu schärfen und mich immer wieder neu mit dem Thema auseinanderzusetzen. Michael Hochgeschwender half mir, theoretische Zusammenhänge zu erkennen und in ihrer Komplexität zu durchdringen. Die beratenden Gespräche mit Martin Geyer und die Diskussionen in seinen Kolloquien zeigten mir wichtige weiterführende Perspektiven auf. Ich danke auch den beiden externen Mitgliedern meiner Habilitationskommission, Eckhardt Fuchs und Frank Trommler sowie dem Reihenherausgeber Matthias Middell für ihre Mühe und die bedachten Gutachten, von denen ich in der Überarbeitung für die Publikation sehr profitiert habe.

Finanzielle Unterstützung für meine Forschungsreisen erhielt ich dankenswerterweise aus dem Nachwuchsförderungsfonds der Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU) sowie vom Deutschen Historischen Institut, Washington D. C. Hier danke ich besonders Britta Waldschmidt-Nelson für die Gelegenheit, im dortigen Kolloquium mein Projekt zur Diskussion zu stellen. Die Veranstaltungen im Rahmen des Forschungsschwerpunkts »Transatlantic Cultures« am Center for Advanced Studies (CAS) der LMU München gaben mir für meine Arbeit wichtige Impulse. Ich danke Thomas Adam und Michael Kimmage für ihre vielfältige Unterstützung und die produktive Zusammenarbeit. Am CAS gilt mein besonderer Dank Sonja Asal und Annette Meyer. Darüber hinaus bot mir die Bayerische Amerika Akademie (BAA) die großartige Möglichkeit, sechs Monate lang am John W. Kluge Center an der Library of Congress in Washington D. C. meinen Recherchen nachzugehen. Der interdisziplinäre Austausch sowie die inspirierende Arbeitsatmosphäre dort waren für meine Forschung eine große Bereicherung. Hier danke ich namentlich Margaretha Schweiger-Wilhelm von der BAA sowie Mary Lou Reker und Travis Hensley am Kluge Center.

Wertvolle Einsichten während des Schreibprozesses verdanke ich Heléna Tóth, die bereit war, Teile des Textes zu lesen, und mir in vielen Gesprächen immer wieder anregende Hinweise gab. Ebenso danke ich Torsten Kathke

und Ursula Prutsch für ihre hilfreichen und zielführenden Kommentare zu meiner Einleitung und meinen Theorieüberlegungen. In der Auseinandersetzung mit der transnationalen Universitäts- und Diplomatiegeschichte habe ich von einem offenen und kollegialen Austausch profitiert, der bereits zu verschiedenen weiterführenden Kooperationen geführt hat. Ich danke hier Heike Bungert, Heather Ellis, Emily J. Levine, Lisa Panayotidis und Paul Stortz, Herman Paul, Angelika Schaser und Falko Schnicke sowie besonders den »Butlerites« Elisabeth Piller und Tomás Irish.

Auf beiden Seiten des Atlantiks haben viele Kolleginnen und Kollegen den Fortgang dieser Arbeit in fruchtbaren Gesprächen begleitet und mit entscheidenden Hinweisen unterstützt und vorangebracht. Ich danke besonders Max Buschmann, Mario Daniels, Jan-Christopher Horak, Axel Jansen, Konrad Jaraus, Dieter Langewiesche, Nic Leonhardt, Uwe Lübken, Roy MacLeod, Sabina Matthay, Angelika Möller, Anke Ortlepp, Anne Overbeck, Jürgen Overhoff, Marcus Pindur, Helke Rausch, Jeffrey Sammons, Anne Schenderlein, Dorothea Schwarzhaupt-Scholz, Giles Scott-Smith, Philipp Stelzel, Elena Torres Ruiz und Jana Weiß. Außerdem danke ich Sita Steckel, die mich an die Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte herangeführt hat.

Den gegenwärtigen und ehemaligen Kolleginnen und Kollegen am Münchner Amerika-Institut danke ich für die konstruktiven Diskussionen in den Forschungskolloquien und die freundschaftliche Atmosphäre im universitären Alltag, die ich in den letzten Jahren sehr zu schätzen gelernt habe. Dabei gilt mein Dank auch Renate Krakowczyk und Dayela Valenzuela. Ich möchte auch die ausgesprochene Hilfsbereitschaft der Bibliothekarinnen und Bibliothekare, Archivarinnen und Archivare an den meisten Bibliotheken und Archiven, die ich konsultiert habe, hervorheben: besonders am Harvard College Archive und in der Fernleihstelle der Universitätsbibliothek München.

Bettina Moll (www.texttiger.de) danke ich für ihr professionelles und immer freundliches Lektorat. Bei Vandenhoeck & Ruprecht war mir Kai Pätzke ein stets hilfsbereiter Ansprechpartner. Außerdem danke ich Eva Beck, die mir mit geschultem Auge beim Entziffern besonders schwieriger Handschriften (Max Weber!) half, und Herbert Liman, auf dessen detailreiches Wissen zur Geschichte Berlins ich mehr als einmal zurückgreifen durfte. Abschließend gilt mein ganz besonderer Dank meiner Mutter, die mir immer Rückhalt gibt und von der ich gelernt habe, dass Zuversicht das Wichtigste ist.

Kapitel 1

Akademische Prestigepolitik

Der Hintergrund der Universität gibt der Sache den Charakter der Vornehmheit.

Eugen Kühnemann (1907)

1.1 Annäherung: Kulturdiplomatie auf dem Campus

Auf dem Campus der Harvard-Universität stößt man an der Kirkland Street, schräg gegenüber der imposanten Memorial Hall, auf ein kleineres Sandsteingebäude. »Es ist der Geist, der sich den Körper baut«, verkündet eine etwas verwitterte Inschrift am Giebel.¹ Dieses in Stein gemeißelte Memento des deutschen Idealismus mitten in Neuengland stammt aus einer Zeit zu Beginn des 20. Jahrhunderts, bevor Deutschland mit zwei Weltkriegen sein Ansehen in den USA auf Generationen hin verspielte und nicht zuletzt genau diesen Idealismus nationalistisch instrumentalisierte und auf menschenverachtende Weise kompromittierte.

Die Inschrift an dem 1912 erbauten Gebäude zeugt in zweierlei Hinsicht von den Beziehungen amerikanischer Universitäten zu Deutschland vor dem Ersten Weltkrieg. Zum einen hatten im 19. Jahrhundert zahlreiche Amerikaner² an deutschen Universitäten studiert, weil diese aufgrund ihrer Forschungsorganisation damals als besonders fortschrittlich galten. Ihre Erfahrungen und die Erinnerung daran blieben an den amerikanischen Fakultäten noch bis zum Krieg spürbar. Sie definierten die Netzwerke und das Selbstverständnis der akademischen Elite in den USA.³ Zum anderen ruft der Schriftzug jedoch nicht nur diese strukturellen Verflechtungen ins Gedächtnis, sondern ist darüber hinaus ein konkreter historischer Überrest. In der Zeit um die Jahrhundertwende standen amerikanische Universitäten

1 *Schiller* 1799, Wallensteins Tod, III.13.

2 Angesichts der historischen Gegebenheiten, die Frauen i. d. R. keinen Zugang zu Universitäten ermöglichten, bleibt es hier bei der männlichen Form. Es sei jedoch darauf verwiesen, dass auch eine Reihe von Amerikanerinnen zu Studienzwecken nach Europa kam und sich vor allem in Kunstakademien einschrieb.

3 Zu diesen Verflechtungen gibt es bereits eine Vielzahl an Studien, die sich kritisch mit Einflüssen, Transferprozessen und Netzwerken auseinandersetzen. Vgl. dazu z. B. *Geitz, Heideking* und *Herbst* 1995; *Handlin* 1983; *Jarausch* 1995; *Werner* 2013; *Füssl* 2004; *Lingelbach* 2002; *Tatlock* und *Erlin* 2005 sowie *Trommler* und *Shore* 2001.

im Mittelpunkt der beginnenden deutschen Kulturdiplomatie. »Shortly after the turn of the century, official Berlin discovered the United States«, erinnert sich Moritz Julius Bonn lakonisch in seiner 1948 veröffentlichten Autobiographie *Wandering Scholar*, nachdem er selbst zwischen 1914 und 1948 elfmal Austauschprofessor in den USA gewesen war. Der Historiker Alfred Vagts konstatierte schon 1935 aus dem amerikanischen Exil in einer der ersten großen Analysen deutsch-amerikanischer Beziehungen: »Die Nützlichkeit der Wissenschaft [...] wurde von der deutschen Diplomatie in den Vereinigten Staaten etwa seit 1899 entdeckt.«⁴

Das Sandsteingebäude an der Kirkland Street, das heute ein Teil des renommierten Harvard Center for European Studies ist, wurde vor über hundert Jahren für das Germanic Museum at Harvard errichtet. Der Grundstock dieser Sammlung von Gipsabgüssen und Bronzenachbildungen deutscher Bildhauerkunst war eine Schenkung von Wilhelm II. und einigen deutschen Fürsten, die der Universität 1902 überreicht worden war. Eine akkurate Kopie des Löwen von Braunschweig thront noch heute auf einem hohen Sockel im Innenhof.⁵ Das Museumsprojekt ist nur ein Beispiel in einer ganzen Reihe von Unternehmungen, mit denen die deutsche Regierung zwischen 1900 und 1914 um die Gunst der amerikanischen Öffentlichkeit warb. Schnell kristallisierte sich heraus, dass dabei der amerikanische Campus – gerade aufgrund der im vorherigen Jahrhundert tradierten Verbindungen – ein mindestens so erfolgversprechender Ansatzpunkt war wie die Vereine der Deutschamerikaner. In gewisser Hinsicht war die Universität sogar um einiges attraktiver, denn sie bot akademisches Prestige und Zugang zu den gehobenen Schichten der angloamerikanischen Elite. Eugen Kühnemann, ebenfalls mehrfach als Austauschprofessor in den USA, bemerkte nach seinem ersten Aufenthalt in Harvard 1906/1907: »Der Hintergrund der Universität gibt der Sache den Charakter der Vornehmheit. Ja, viele feine, gebildete Leute, die sich gewöhnlich dem Vereinstreiben fernhalten, kommen in die Universität gern zu einem Vortrag zusammen. So gibt sie auch für die Wirkung in die Weite den rechten Ausgangspunkt.«⁶

4 Vagts 1935, S. 2003.

5 Für eine ausführliche und umfassende Analyse sowie Einordnung der Geschichte des Germanic Museum und seiner Rolle in der deutschen Kulturdiplomatie vgl. *Ungern-Sternberg* 1994 sowie zur speziellen Bedeutung des Museumsprojekts für die Harvard-Universität vgl. *Lerg* 2013.

6 *Kühnemann* 1907, S. 158.

Noch heute bieten Universitäten der Kulturdiplomatie⁷ eine vielversprechende Bühne, gilt doch die Wissenschaft als unparteiisch, kritisch und reflektiert. Hinzu kommt die vorteilhafte Assoziation mit dem Ideal einer internationalen oder gar transnationalen⁸ Gelehrtenrepublik. Erfolgreiche Kulturdiplomatie aber braucht mehr als Rhetorik und Inszenierung, nämlich idealerweise eine operativ authentische Verknüpfung mit gemeinhin ›guten‹ Zielsetzungen wie humanitärer Hilfe, Umweltschutz, Bildung oder Friedenssicherung.⁹ Von Forschung bis Studentenaustausch gewähren Wissenschaft und Universität in dieser Hinsicht vielversprechende Anknüpfungspunkte. Angehörige der intellektuellen Elite sind zugleich Multiplikatoren und Meinungsführer, während sich in der Studentenschaft jugendliches Potenzial und Zukunftsgewandtheit vereinen. Veranstaltungen an prestigeträchtigen Institutionen, etwa der amerikanischen Ivy League, wirken weit über den rein akademischen Rahmen hinaus. Wo Wissenschaft eine grenzübergreifende Einheit zu schaffen scheint, lassen sich nationale Gegensätze ausklammern und mit gemeinschaftsversicherndem Zeremoniell überdecken. So avancierte der Campus im Kalten Krieg auch für die Amerikaner zu einer gern bespielten Bühne in ihrem Bestreben, geopolitische Blockbildung ideologisch zu untermauern. Nicht zuletzt bieten holzgetäfelte Prunksäle, altherwürdige Buchsammlungen und efeuberankte Backsteinmauern ein durchaus attraktives Ambiente. Seit der Renaissance, so William Clark in seiner Auseinandersetzung mit dem »academic charisma«, seien Wissenschaft und Universität Agenten der Rationalisierung und Entzauberung gewesen, paradoxerweise jedoch ohne dabei selbst ihre metaphysische Aura einzubüßen.¹⁰

7 ›Kulturdiplomatie‹ bezeichnet hier die Bemühungen von Regierungen, auf direkte oder indirekte Weise durch die Unterstützung kultureller Unternehmungen im weitesten Sinne für Sympathien im Ausland zu werben. Zielpublikum ist dabei in der Regel die Bevölkerung des anderen Landes, nicht die dortige Regierung.

8 Die Begriffe ›international‹ und ›transnational‹ haben in der jüngeren Forschung eine intensive (Re-)Interpretation und Auseinandersetzung erfahren (vgl. dazu z. B. *Gassert* 2012; *Middell* 2007; *Patel* 2005). Eine vereinfachte Unterscheidung versteht ›international‹ als die Beziehungen zwischen Nationen und ›transnational‹ als die Beziehungen zwischen Gesellschaften. Es sei jedoch darauf verwiesen, dass diese Sichtweise für Studien zur Kulturdiplomatie problematisch ist, da sich die unterschiedlichen Handlungsebenen fortwährend überschneiden, wie es – im Sinne der *soft power* – von den Akteuren ja gerade gewollt ist.

9 Vgl. dazu *Leira* 2016, S. 24 und *Lindsay* 1989, S. 427.

10 *Clark* 2008, S. 3 und vgl. auch *Harwood* 2004, S. 71.

Das Handlungsrepertoire von Kulturdiplomaten im universitären Raum ist inzwischen Routine geworden. Austauschprogramme und Schirmherrschaften, Schenkungen und Campusbesuche ausländischer Gäste gehören längst zum universitären Alltag, denn das »academic charisma« entfaltet bis heute seine besondere Wirkung. Die inzwischen etablierten Methoden der kulturdiplomatischen Sympathiewerbung entwickelten und professionalisierten sich allerdings erst langsam während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In dieser strukturell ambivalenten und in Prozess und Protokoll noch unfertigen Formungsphase ist es daher besonders reizvoll, die verschiedenen Handlungsebenen ins Visier zu nehmen. Paul Nolte spricht von der Zeit zwischen 1890 bis 1920 als »lange Jahrhundertwende«.¹¹ Mit der kalendarischen Schwelle ging eine grundsätzliche Veränderung gesellschaftlicher Strukturen einher, die durch Verunsicherung ausgelöst und zugleich von einer gewissen Kühnheit und Radikalisierung, ausgerichtet an der Moderne, getragen wurde.¹² Die Anfänge der Kulturdiplomatie, gerade in ihrem Rückgriff auf die akademische Welt – und vice versa – gehören zu den Strömungen, die diesem Zeitgeist entsprangen. Doch wie tarierten die unterschiedlichen Akteure, seien es nun Professoren oder Diplomaten, Universitätspräsidenten oder Staatsoberhäupter, ihren Platz aus im entstehenden Gefüge aus Prestige und Einfluss und welche Motivationen trieben sie an?¹³ Kann dabei die Bildung neuer Strukturen identifiziert werden?

Die Gültigkeit des Ersten Weltkriegs als historische Zäsur, die jüngst vermehrt hinterfragt wurde,¹⁴ behält sowohl für die deutsch-amerikanischen Beziehungen als auch für die amerikanische Universitätsgeschichte ihre Bedeutung.¹⁵ In den Jahren zwischen 1890 und 1914 stiegen die Immatrikulationszahlen an den US-Forschungsuniversitäten exponentiell an.¹⁶ Damit

11 Nolte 2014, S. 95.

12 Vgl. ebd., S. 95–100.

13 Im Folgenden wird i. d. R. die männliche Form von Berufsbezeichnungen verwandt, was den historischen Realitäten entspricht. Sowohl das diplomatische als auch das akademische Milieu waren um die Jahrhundertwende fast ausschließlich Männern vorbehalten.

14 Vgl. z. B. Maier 2000 und Toose 1915.

15 Vgl. z. B. Bungert 2017; Gruber 1975; Irish 2015; Keller 1979; Luebke 1974; Nagler 1979; Schaffer 1991 und Trommler 2009.

16 Die Studierendenzahlen (*graduate* und *undergraduate*) an den Forschungsuniversitäten stiegen von 25.000 auf 41.000. Allerdings gilt es, darauf hinzuweisen, dass etwa 1894 selbst unter den großen Universitäten nur Harvard, Yale, Pennsylvania und Michigan mehr als 2.000 Studenten hatten. Bis 1899 waren Cornell, Columbia und Chicago hinzugekommen. Am Vorabend des Ersten Weltkriegs lagen die Immatrikulationszahlen

durchliefen diese Institutionen eine Transformationsphase im Hinblick auf ihre Bedeutung und Funktion in der amerikanischen Gesellschaft. Die Erfahrungen der zentralen Akteure zwischen 1914 und 1918 bleiben nicht zuletzt für die Professionalisierung von Kulturdiplomatie prägend, gerade in Abgrenzung von Propaganda.¹⁷ Die frühen Anfänge der deutschen Kulturdiplomatie gelten in der historischen Forschung mit dem Ersten Weltkrieg gemeinhin als gescheitert.¹⁸ Für die (amerikanische) Universitätsdiplomatie hingegen war er ein Transformationsmoment.

1.2 Standortbestimmung: Universitätsdiplomatie

Seit den 1990er-Jahren haben sowohl Politikwissenschaftlerinnen und Politikwissenschaftler als auch Historikerinnen und Historiker begonnen, nicht-staatliche und überstaatliche Akteure stärker in den Fokus zu nehmen. Das in der politischen Praxis bereits etablierte *Soft-Power-Konzept* wurde theoretisch unterfüttert und historisch ausgelotet, sodass Studien zur Kulturdiplomatie Konjunktur hatten. Museum, Konzertsaal und Campus wurden rasch als Schauplätze dieser semioffiziellen Soft-Power-Diplomatie identifiziert und untersucht.¹⁹ Trotz einiger Ausnahmen dominiert nach wie vor der Kalte Krieg die Forschung zur Kulturdiplomatie, selbst wenn schon seit einiger Zeit ein Umdenken gefordert wird.²⁰ Auch die Untersuchungen speziell zum Thema Universität und Kulturdiplomatie beschäftigen sich primär mit der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, vor allem wenn es um transatlantische, speziell deutsch-amerikanische Beziehungen geht.²¹ Dieser Fokus erklärt sich für die amerikanische Geschichte zum einen aus der geopolitischen Rolle der USA und der amerikanischen Wissenschaft nach 1945, zum anderen daraus,

bei den großen Privat- und Staatsuniversitäten durchschnittlich zwischen 4.000 und 5.000 Studenten (vgl. Geiger 1986, S. 12 und Appendix A, S. 270f.). Geiger zieht die Daten für seine Aufstellung aus mehreren zeitgenössischen Quellen, darunter die *Reports of the Commissioner of Education*, die *Biennial Surveys of Bureau of Education* sowie die Aufstellungen Edwin Slossons (*Slosson* 1910).

17 Vgl. dazu *Cunningham* 2002; *Graham* 2015 und für eine zeitgenössische Einschätzung *Lippmann* 1922.

18 Vgl. dazu *Bruch* 1982; *Düwell* 1976; *Kloosterhuis* 1981; *Ritter* 1981 und *Schindler* 2018.

19 Vgl. z. B. *Bu* 1999 und 2003; *Cull* 2009; *Gienow-Hecht* 2010; *Johnson* 2001; *Ninkovich* 1981 und 2001 sowie *Scott-Smith* 2012.

20 Vgl. dazu *Gienow-Hecht* 2004 sowie zuletzt *Tournès* und *Scott-Smith* 2018.

21 Vgl. z. B. *Berghahn* 2004; *Garlitz* und *Jarvinen* 2012; *Gienow-Hecht* 2003; *Krige* 2006; *Latham* 2000; *Paulus* 2010; *Schmidt* 2001; *Simpson* 1998 und *Szanton* 2004.

dass mit Blick auf Washington erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wirklich von einer professionalisierten staatlichen Kulturdiplomatie gesprochen werden kann. Sie wurde 1948 im *Smith-Mundt Act* kodifiziert, obgleich es bereits zuvor in den 1930er- und 1940er-Jahren vereinzelt staatliche Bemühungen gegeben hatte, die vor allem auf ein besseres Verhältnis zu Lateinamerika abzielten.²² Zuvor, seit der Zwischenkriegszeit, hatten nichtstaatliche Akteure der großen Stiftungen (v. a. die Carnegie Foundation, die Rockefeller Foundation und später die Ford Foundation) eine wichtige Funktion als kulturdiplomatische Vermittler erfüllt und dank der Tatsache, dass viele dieser Organisationen noch weit in den Kalten Krieg hinein eine zentrale Rolle spielten, gelten sie als Wegbereiter der amerikanischen Kulturdiplomatie.²³ Die Wurzeln reichen jedoch noch weiter zurück. Um die Jahrhundertwende gab es von Europa aus, besonders aus Deutschland und Frankreich, erste gezielte kulturpolitische Vorstöße nach Amerika. Wer aber stand auf der anderen Seite des Atlantiks als Kooperationspartner bereit? Amerikanische Universitäten erwiesen sich hier als besonders prominent und aktiv. Zwischen 1890 und 1920 begann in der Universitätsdiplomatie ein kulturdiplomatisches Handlungsrepertoire zu entstehen, das erstmals erprobt wurde.

Der Kulturbegriff, der sowohl dem Terminus ›Kulturdiplomatie‹ selbst als auch den meisten damit befassten Studien zugrunde liegt, speist sich aus dem Verständnis von Kultur als ein der Kunst und Bildung verwandtes Konzept.²⁴ Das kulturelle Umfeld gilt als eine Sphäre, die nicht im engeren Sinne (offen) politisch ist. In Bezug auf Diplomatie spricht die Politikwissenschaft daher vom tertiären Sektor, der neben der Politik (primär) und der Wirtschaft (sekundär) existiert. Wenn *soft power* als Ergänzung der klassischen Diplomatie analysiert wird, wie es in der Diplomatiegeschichte oft nach wie vor üblich ist, und die Fragestellungen schlussendlich im Wesentlichen auf die politischen Motive der einzelnen Regierungen abzielen, ist ein kulturhistorischer Ansatz nicht zwingend notwendig.²⁵ In der Diplomatiegeschichte wie

22 Vgl. z. B. Johnson 2001 und Prutsch 2008.

23 Vgl. z. B. Berghahn 2004; Brison 2005; Fleck 2007; Karl und Katz 1981; Parmer 2012; Rausch 2017 sowie Rietzler 2011 und 2015.

24 Einen breiteren Kulturbegriff verwenden die Studien der International History vgl. Roscher 2005, S. 323 und Lehmkuhl 2001, S. 395.

25 Vgl. Depkat 2003, S. 176.

in der politischen Geschichte haben kulturhistorische Ansätze, gerade in Deutschland, lange Zeit nur wenig Akzeptanz gefunden.²⁶ Entscheidende Vorstöße in die Kulturgeschichte des Politischen sind größtenteils jüngeren Datums.²⁷ Während viele Historiker und Historikerinnen inzwischen unter der Bezeichnung »Internationale Beziehungen« vermehrt auch Inhalte fassen, die der politikwissenschaftliche Terminus nicht einschließt – etwa Migrationsprozesse oder den Transfer von Ideen oder (Kultur-)Gütern –, versucht die Neue Diplomatiegeschichte (*new diplomatic history*), enger am politischen Begriff zu bleiben, sich aber der Kulturgeschichte stärker zu öffnen.²⁸ Analog zu neueren Ansätzen in der Kulturgeschichte des Politischen widmet sich eine Kulturgeschichte des Diplomatischen etwa dem Selbstverständnis von Diplomaten, der Bedeutung und Entwicklung von Prozessen und Protokollen, Verhandlungsmechanismen, grenzübergreifenden Leitideen oder kommunikativen Handlungsoptionen bis hin zur Geschichte der Gefühle.²⁹

Kulturhistorische Studien zu Universität und Wissenschaft konzentrieren sich noch primär auf die Frühe Neuzeit.³⁰ In der Neueren und Neuesten Geschichte sowie in der Zeitgeschichte bleibt der Ansatz der Intellektuellengeschichte dominant oder schließt gerade in biographischen Studien oft an die Exilforschung an.³¹ Seit einigen Jahren auf dem Vormarsch ist die Wissensgeschichte, die darum bemüht ist, beide Ansätze auf fruchtbare Weise zu verknüpfen, und vor allem mit unterschiedlichen Netzwerktheorien arbeitet.³² In der Bildungsgeschichte hingegen, die lange Zeit auf das Schulwesen fokussiert war, haben sich in jüngerer Zeit innovative, neue Ansätze zur Universitätsgeschichte entwickelt, die den klassischen organisationsgeschichtlichen

26 Die Skepsis, gerade der etablierten Sozialhistoriker, fand ihren Ausdruck etwa in der Debatte zwischen Hans-Ulrich Wehler und Andreas Hillgruber. Vgl. dazu *Landwehr* 2003, S. 85–87.

27 Vgl. *Landwehr* 2003; *Rödder* 2006 und *Roscher* 2005. Als früher Vorläufer für diese theoretischen Entwicklung kann die »Politische Kulturforschung« nach *Almond und Verba* (1963) gelten. Vgl. dazu u. a. *Lipp* 1996, S. 78–80.

28 Vgl. dazu *Conze* 2003, S. 202; *Roscher* 2005, S. 229; *Depkat* 2003; *Engerman* 2007; *Hammerstein* 2013 und *Lehmkuhl* 2001. Zur New Diplomatic History vgl. z. B. *Zeiler* 2009 sowie das Netzwerk newdiplomatichistory.org von der Toynbee Prize Foundation, das an der George Mason University unterhalten wird.

29 Vgl. z. B. *Steller* 2011 und *Hall* 2015. Nur sehr vereinzelt greifen politikwissenschaftliche Analysen auf das Konzept von Prestige zurück, zuletzt *Gilady* 2018.

30 Vgl. z. B. *Collet, Füssel* und *MacLeod* 2016.

31 Vgl. *Bender* und *Schorske* 1997; *Scott-Smith* 2002; *Berghahn* 2004 und *Kuklick* 2006.

32 Vgl. z. B. *Burke* 2016 und *Van Doren* 1991.

Fokus zwar nicht völlig aufgeben, sich aber stark an heuristischen Konzepten aus der Wissens- und Kulturgeschichte orientieren.³³

Der anthropologisch gedachte Kulturbegriff, der kulturgeschichtlichen Ansätzen zugrunde liegt, schließt moralische Wertesysteme, gesellschaftliche Gefüge, implizite Verhaltenskodizes und soziale Referenzrahmen ebenso ein wie Identitätskonstruktionen und Kommunikationspraktiken.³⁴ Diese Verschränkung von kultureller Komplexität und historischen Zusammenhängen birgt auf einer praktischeren Ebene immer auch sprachliche Herausforderungen. Die assoziative Macht einzelner Termini in unterschiedlichen Kontexten ist nur schwer historisch (re-)konstruierbar und kann selbst synchron innerhalb eines relativ homogenen Referenzrahmens entschieden variieren. Allein der Begriff ›Universität‹ in Deutschland weist im Vergleich zum Wort *university* in den USA zuweilen grundverschiedene semantische Affekte auf. Für die Untersuchung internationaler Beziehungen gilt es daher, den kulturellen Zusammenhang als ›vorstrukturierend‹ mitzudenken, aber gleichzeitig auch seine weitere Entwicklung im Auge zu behalten.³⁵ Es handelt sich schließlich nicht um festgesetzte Strukturen, die es zu erkennen gilt, denn jedes einzelne Element ist fortwährend im Wandel begriffen. Der kulturelle Rahmen wirkt sich dabei als beeinflussender Faktor aus, ist selbst aber zugleich auch stets beeinflussbar.³⁶ Vor diesem Hintergrund geht es im Sinne der jüngeren Entwicklungen in der Diplomatie- und Universitätsgeschichte bei der Untersuchung von Universitätsdiplomatie um eine kulturhistorische Analyse von (kultur-)diplomatischen Praktiken in Verbindung mit der akademischen Welt, ihren Akteuren und Institutionen.

Im Kalten Krieg, als die Prozesse und Mechanismen von Kulturdiplomatie in ihrer Grundstruktur etabliert waren, hatte die Universität als Schlüsselinstitution von Freiheit und Unabhängigkeit auch ideologisch einen festen Platz in der westlichen Weltanschauung. Die damit befasste Forschung zu *intellectual diplomacy* oder *science diplomacy*³⁷ nach 1945 folgt vor allem zwei Richtungen: Die Wissenschaftsgeschichte konzentriert sich vorwiegend auf die Entwicklungen einzelner Disziplinen, den Institutionenaufbau, auf

33 Vgl. dazu Halle 2009; Dhondt 2014; Ellis und Müller 2016; Chou, Kamola und Pietsch 2016 sowie Bungert und Lerg 2017.

34 Vgl. Trommler 2014; Jelavich 2006 sowie Geertz und Luchesi 1983.

35 Lehmkuhl 2001, S. 403.

36 Vgl. Sewell 2001.

37 Vgl. dazu Fähnrich 2013 und Milne 2010.

Netzwerke und Wissenstransfer.³⁸ Das zweite große Forschungsfeld an der Schnittstelle von Diplomatie und Wissenschaft im Kalten Krieg beschäftigt sich hingegen hauptsächlich mit Mechanismen der Einflussnahme und der politischen Instrumentalisierung.³⁹

Beide Herangehensweisen an die Thematik bieten sich jedoch für die Untersuchung der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg weniger an. Während die US-Regierung damals nur ein geringfügiges Interesse am geopolitischen Potenzial der gerade erst aufblühenden Forschungsuniversitäten zeigte, waren die Institutionen selbst in der internationalen Vernetzung ausgesprochen engagiert. Institutionalisierte Austauschabkommen und formelle Kooperationen waren allerdings noch so begrenzt, dass sie sich wissenschaftsgeschichtlich kaum niederschlugen.⁴⁰ Anders verhält es sich mit dem Austausch unter Wissenschaftlern auf der privaten Ebene, der zu allen Zeiten stattfand und unter der Prämisse des Kulturtransfers für die Frühe Neuzeit ebenso untersucht wurde wie für das 19. und 20. Jahrhundert.⁴¹ Mit dem Zugriff über das Konzept der Universitätsdiplomatie lassen sich die Verbindungen und Übergänge von dieser primär privat vernetzten akademischen Welt zu den damals erst entstehenden Formen der Kulturdiplomatie nachvollziehen. Die privaten US-Universitäten wurden zu nationalen Akteuren auf der internationalen Bühne. Damit stehen – zumindest auf der amerikanischen Seite – die Hochschulen im Mittelpunkt des Forschungsinteresses, nicht die Regierungen.⁴²

Dieser Ansatz basiert auf zwei Grundannahmen: 1. Die Verflechtung des akademischen und diplomatischen Milieus ist so komplex, dass sie sich nicht allein auf einzelne Personen, Geldströme oder Institutionen reduzieren lässt, sondern als ein Gefüge aus Ereignissen und Strukturen betrachtet werden muss.⁴³ 2. Daran anknüpfend gilt es, Initiative und Handlungsmacht im kul-

38 Vgl. dazu Fleck 2007; Garlitz und Jarvinen 2012; Gienow-Hecht 2003; Krige 2006; Latham 2000; Paulus 2010; Rodgers 2009; Schmidt 2001 sowie Tournès und Scott-Smith 2018.

39 Vgl. z. B. Daniels 2016; Diamond 1992; Engermann 2009; Lowen 1997; Rohde 2013; Simpson 1998; Szanton 2004 und Wolfe 2013.

40 Vgl. Brocke 1981.

41 Vgl. dazu Gienow-Hecht 2000; Fuchs 2002; Füssl 2004; Kesper Biermann 2013; Lerg, Lachenicht und Kimmage 2018; Paulmann 1998 sowie Schott, Kanamitsu und Luther 1998. Speziell zur Jahrhundertwende vgl. z. B. Fuchs 1996; Werner 2013 und Levine 2016.

42 Zu ersten Annäherungen an diesen Ansatz noch unter dem Begriff *academic diplomacy* vgl. Adam und Lerg 2015, S. 302–304.

43 Engerman verwies schon 2007 darauf, dass der »follow the money«-Ansatz zwar nützlich ist, aber gerade die Forschung zu den Verflechtungen von Wissen(schaft) und Politik keineswegs darauf reduziert werden darf, vgl. Engerman 2007, S. 603.

turdiplomatischen Kontext immer auch jenseits von Regierung und Politik zu suchen und nach Motiven und Beweggründen der einzelnen Akteure zu fragen.⁴⁴ Welchen Nutzen und welche Bedeutung haben kulturdiplomatische Projekte für die nichtstaatlichen Beteiligten? Methodisch orientiert sich diese Herangehensweise an jüngeren Konkretisierungsversuchen des Entanglement-Begriffs, bei dem es weder ausschließlich um Machtstrukturen (im Sinn der Postcolonial Studies) geht noch um eine reine Rezeptions- oder Transfergeschichte. Stattdessen werden Netzwerkbeziehungen anhand historisch konkreter Interaktionen analysiert.⁴⁵ Die Planung, Durchführung und zeitgenössische Deutung der verschiedenen Verbindungen erhält besondere Aufmerksamkeit; dabei werden Werte- und Symbolsysteme als prozessdefinierende Faktoren immer mitgedacht.⁴⁶ Nur die Verschränkung von organisationsgeschichtlichen Untersuchungen, diskursiven Hintergründen und dichter Beschreibung⁴⁷ historischer Momente in ihrem diachronen Zusammenhang kann allen drei Parametern – Akteur, Ereignis, Struktur – Rechnung tragen.⁴⁸

Anhand welcher Kategorien lässt sich die Anbahnung der Kooperation von universitärem Milieu und internationaler Politik fassen? Die akademische Welt und das diplomatische Parkett teilen ein zentrales strukturierendes Element: die besondere Bedeutung von Prestige als Gratifikationsleistung (statt oder zusätzlich zu Geld oder Macht).⁴⁹ In der Alten Geschichte und in der

44 In der jüngeren Wissenschaftsgeschichte gab es wiederholt Vorstöße, Handlungsmacht (*agency*) bei den Akademikern und ihren Institutionen zu verorten. Vor allem in der Forschung zu Wissenschaft und Universität in totalitären Regimen sind entsprechende Ansätze entwickelt worden. Aus der umfangreichen Literatur seien exemplarisch einige Titel genannt: *Ash* und *Ehmer* 2015; *Baas* 2015; *Botsch* 2006; *Grüttner, Hachtmann, Jaraus, John* und *Middell* 2010; *Hildebrand* 2000 sowie *Hofffeld, Kaiser* und *Menstrup* 2007.

45 Vgl. in Bezug auf die Methodik z. B. *Manjapra* 2014, S. 6; *Pietsch* 2013 sowie *Chou, Kamola* und *Pietsch* 2016, S. 9.

46 Vgl. *Schwellung* 2004, S. 81.

47 Hier ist die »dichte Beschreibung« gemeint, wie sie die Anthropologie der Geertz'schen Tradition postuliert und wie sie für die historische Arbeitsweise bereits verschiedentlich modifiziert worden ist. Vgl. dazu z. B. *Bachmann-Medick* 2007, S. 119 und S. 133.

48 Vgl. *Sewell* 2001, S. 205.

49 Für den amerikanischen Kontext vgl. etwa *Kett* 2012, für die europäische Geschichte vgl. z. B. *Steller* 2011; *Galtung* und *Ruge* 1965 sowie *Sharp* und *Wiseman* 2007. Kaum eine der vorhandenen Studien zu dem Thema analysiert beide Sphären, die klassische Diplomatie und die akademische Welt, zusammen. Zum akademischen Milieu in Frankreich bieten sich etwa die einschlägigen Werke der französischen Soziologie an:

Geschichte der Frühen Neuzeit ist ›Prestige‹ eine durchaus etablierte Analysekategorie, zu der es auch einen theoretischen Diskurs gibt, der jedoch in der Neueren und Neuesten Geschichte so gut wie gar nicht rezipiert wird.⁵⁰ Für die Universitätsdiplomatie aber liegt der Rückgriff auf Prestige nahe, der Begriff muss allerdings zunächst heuristisch verortet werden. Das theoretische Fundament orientiert sich an vier Parametern: an Prestige als kulturelles Kapital, an der Überschneidung des akademischen und des diplomatischen Milieus in ihrer sozioökonomischen Logik, an der Bedeutung von Öffentlichkeit und Performativität in der Medienstruktur der Moderne und daran anknüpfend letztlich an der besonderen Form von Netzwerk, die entsteht, wenn kulturelles Kapital über Milieugrenzen hinweg zirkuliert.

1.3 Bourdieu ist tot – lang lebe Bourdieu!

Pierre Bourdieu starb am 23. Januar 2002. *Der Spiegel* begann seinen Nachruf mit dem Hinweis, dass »Frankreichs angesehenster Soziologe« seit Langem alle Zitationslisten anführe.⁵¹ Auf unmissverständliche Weise belegt dieses Detail in der akademischen Welt und inzwischen selbst außerhalb des wissenschaftlichen Milieus – etwa im Journalismus – den besonderen Ruhm, den der Franzose aufgrund seiner Arbeiten erlangt hat. Noch im Tod verfügte Bourdieu eindeutig über das, was er selbst so präzise wie differenziert beschrieben hatte: kulturelles Kapital – hier speziell das ›kulturelle Kapital‹ eines ›homo academicus‹, das gerade er auch als politischer Aktivist zu nutzen verstand. Der Autor des Nachrufes verwandte diese Bourdieusche Kategorie selbst nicht. Ist sie inzwischen so ubiquitär geworden, dass sie an analytischem Potenzial eingebüßt hat? Nein, Bourdieu steht auch weiterhin oben auf den Zitationslisten, und in so manchem ›wissenschaftlichen Feld‹ ist der nominale Umgang mit seinen Theorien längst zum ›Habitus‹ geworden,

Durkheim 1977 und *Bourdieu* 1988. Zu Mentalität und Selbstverständnis der deutschen Wissenschaftler bis zum Zweiten Weltkrieg bleibt nach wie vor die Analyse von Fritz Ringer (1987) wegweisend, darüber hinaus vgl. z. B. *Mann* 1955.

50 Methodische Überlegungen zu Prestige als Analysekategorie in der alten Geschichte und in der Frühen Neuzeit sowie exemplarische Fallbeispiele finden sich z. B. in *Hildebrandt* und *Veit* 2009; *Esposito* 2012; *Graeber* 2012 sowie *Pečar* 2012. Jüngst hat auch die Politikwissenschaft begonnen, sich der Thematik zu widmen. Vgl. z. B. *Gilday* 2018.

51 Pierre Bourdieu 1920–2002, in: *Der Spiegel* 5 (2002), S. 166.

der soziales Kapital signalisiert.⁵² Diese Verbreitung erklärt sich nicht zuletzt aus Bourdieus scharfen Beobachtungen der ›feinen Unterschiede‹ in der stratifizierten Gesellschaft der (Post-)Moderne.⁵³ Indem er konkret schwer fassbare Phänomene der Distinktion als Praktiken und Kapital beschrieb, machte er sie für die Geschichts- und Literaturwissenschaft sowie für die Politologie handhabbar und in vielen weiteren Disziplinen als Analyse-kategorie anwendbar. Prestige gehört zweifelsohne zu den Kapitalgütern, die Bourdieu definiert; es kann je nach Kontext als soziales oder kulturelles Kapital funktionieren und als solches untersucht werden. Allerdings bleibt in Bourdieus weitgehend synchroner Analyse – abgesehen von der Unterscheidung zwischen erworbenem Kapital und ›Herkunftskapital‹ – wenig Raum für die Frage, wie die verschiedenen Arten von Kapital entstehen oder gar zirkulieren, wenn ihn auch interessierte, wie sie in der Gesellschaft wirken. Es ist aber gerade dieser Entstehungshintergrund, der besonders relevant ist für die Einschätzung, ob es sich um ›Prestige‹ oder um das verwandte Phänomen ›Reputation‹ handelt, denn erst die diachrone Tiefe erlaubt es dem Urteilenden, beide Wertzuschreibungen voneinander zu unterscheiden.

In seinem Buch über die öffentliche Verehrung Abraham Lincolns grenzt Barry Schwartz schlicht emotionales Prestige gegen rationale Reputation ab.⁵⁴ Mit dieser etwas plakativen Gegenüberstellung will er andeuten, dass Reputation einen nüchterneren Charakter aufweist als das diffusere, schwerer beschreibbare Prestige. Angesichts der Schnittstellen, allein schon im praktischen Gebrauch und durch die assoziative Interpretation der beiden Begriffe, bleibt eine so klare Trennung allerdings schwierig. Eine operationale Ausdifferenzierung birgt dennoch Erkenntniswert: Seinem lateinischen Ursprung nach ist der Begriff Prestige negativ konnotiert. *Praestigiae* heißt in der direkten Übersetzung so viel wie ›Blendwerk‹ und ein *praestigator* war gar ein ›Gaukler‹.⁵⁵ Selbst im gegenwärtigen Sprachgebrauch bleibt ein Rest dieser Bedeutungswurzel feststellbar – im Deutschen mehr noch als im Englischen. Wem Prestige bescheinigt wird, dem werden seine Verdienste zwar ehrlich zugestanden, gleichzeitig aber schwingt die leise Vermutung mit, er habe es darauf angelegt, seine Leistungen in besonders gutem Licht zu

52 Ähnliches gilt für seinen Kollegen Michel Foucault, dessen Sarg Bourdieu 1984 mitgetragen hatte, vgl. ebd.; zu ›Habitus‹ vgl. z. B. Bourdieu 2014 (1987) und zu Bourdieus Überlegungen zum ›wissenschaftlichen Feld‹ ders. 1975.

53 Vgl. dazu Bourdieu 2014 (1987).

54 Vgl. Schwartz 2008, S. 4f.

55 Vgl. Hildebrandt und Veit 2009, S. 7.

zeigen und Ansehensgewinn selbst sei die eigentliche verdeckte Motivation. Die Aufrichtigkeit des so Gelobten wird damit ein Stück weit zur Disposition gestellt. Bei dem lateinischen Wort *reputationes* handelt es sich hingegen um ›abwägende Betrachtungen‹ oder ›Rechnungen‹. Die Reputation, die jemand genießt, fußt also entsprechend auf einer weitgehend objektiven Aufrechnung von Leistungen und Fehlern. Je nachdem, wie das Ergebnis dieser Kalkulation aufgeht, kann die Reputation auch gut oder schlecht ausfallen. Ungeachtet ihrer Unterschiede lassen sich beide Konzepte unter dem Sammelbegriff ›Ansehen‹ zusammenfassen. Für die folgende Untersuchung soll es konkret um Prestige gehen, auch wenn ›Ansehen‹ zuweilen synonym verwandt wird.

Wie lassen sich die Schnittflächen von Diplomatie und akademischer Welt in Verbindung mit den transatlantischen Beziehungen um die Jahrhundertwende durch den Filter von Prestige als Analysekategorie fassen? Ausgehend von Geoffrey Brennan und Philip Pettit stützt sich die Untersuchung auf das Konzept einer Ökonomie des Ansehens (*economy of esteem*).⁵⁶ Die beiden Autoren gehen mit ihrer Theorie über die der Wirtschaft entlehnten heuristischen Werkzeuge hinaus, ohne sie völlig aufzugeben – schon der Begriff der *economy* macht diesen Bezug deutlich. Es geht um den Umgang mit Kapitalformen, wie auch Bourdieu sie beschrieben hat.⁵⁷ Gleichzeitig eröffnet die Theorie neue Möglichkeiten, die Generierungsprozesse dieser Kapitalformen zu analysieren. Während der Fokus bei Bourdieu auf der Währung selbst und der Transformierbarkeit dieser Werte liegt (etwa von kulturellem zu sozialem, zu ökonomischem Kapital), richtet die Analogie einer *economy* den Blick auf die Entstehung der Strukturen und ihrer Nutzung. Neben die Transformationsprozesse treten Tauschhandlungen, kollektive und kollaborative Konstellationen und Konstruktionsprozesse.⁵⁸ Auf diese Weise entsteht ein systematischer Zugriff, der die Beschaffenheit und Handhabung

56 Vgl. dazu Brennan und Pettit 2005. In den deutschen Kommentaren zu dem Werk, das noch nicht in deutscher Übersetzung vorliegt, ist ›Ansehen‹ die gängige Übersetzung von *esteem* (vgl. Landwehr 2005). Allerdings greift diese Wortwahl etwas zu kurz, denn die Autoren unterscheiden explizit zwischen den Möglichkeiten von *esteem* und dem Gegenteil *disesteem*. Eine passendere Übersetzung wäre daher möglicherweise die ›Ökonomie der Schätzung‹, die sowohl Wert- als auch Geringschätzung einschließt.

57 Bourdieu 2010, S. 276. Brennan und Pettit beziehen sich in ihrer Abhandlung interessanterweise nirgends auf Bourdieu. Bei Bourdieu selbst kommt die Marktmetapher vor allem dann vor, wenn es um die Festlegung von (Kapital-)Werten geht, nicht jedoch um den Austausch von Kapital (vgl. Bourdieu 2014 [1987], S. 193 f.).

58 Vgl. Bernbeck 2009, S. 40; Brennan und Pettit 2005, S. 2.

von sozialem und kulturellem Kapital nicht ausschließlich anhand einzelner Akteure – Individuen oder Institutionen – untersucht, sondern die Zusammenhänge im Sinne einer Angebot-und-Nachfrage-Logik analysiert.⁵⁹ Die Generierung von sozialem oder kulturellem Kapital wird damit stärker als ein intersubjektiver Prozess untersucht und weniger als ein von gesellschaftlichen Strukturen geformtes Individualstreben.⁶⁰ In der Generierung von Prestige greifen urteilende Draufsicht und (selbst-)darstellendes Handeln ineinander. Während Identität, trotz einer gewissen performativen Komponente, letztlich dem Selbstverständnis dient, gründet sich Ansehen – das ohne Fremdwahrnehmung gar nicht entstehen kann – immer auf eine Einschätzung von außen. »[E]steem-seeking strategies«⁶¹ – die Beeinflussung dessen, was andere denken – lassen sich auf Prestige übertragen und als prestigegenerierende Maßnahmen untersuchen.

Eine auf wirtschaftswissenschaftliche Modelle gestützte Theorie von Prestige, wie die *economy of esteem*, muss sich allerdings weiter die Frage stellen, wie ein abstraktes Gut, das sich in einem reagierenden, wahrnehmenden und wertenden Akt konstituiert, im materiellen Sinne übertragen – oder eingetauscht – werden kann. Brennan und Pettit lösen dieses Problem, indem sie spezielle *services* konzipieren, die letztlich jedoch weniger direkt Ansehen übertragen als vielmehr die Gelegenheit fördern, Ansehen von Dritten zu erfahren.⁶² Bei genauerer Betrachtung wird deutlich, dass es sich bei diesen »esteem services« um Praktiken handelt, die heute in der Werbebranche und der Öffentlichkeitsarbeit als »Impressionsmanagement« selbstverständlich sind: (weiträumige) Sichtbarkeit, (distinguierte) Assoziation und (öffentliche) Billigung.⁶³ Die *economy of esteem*, die aus den *esteem-seeking strategies* und den *esteem-services* auf unterschiedlichen Ebenen sowie aus den miteinander verschlungenen Prestigebestrebungen unterschiedlicher Akteure entsteht, ist dennoch mehr als ein einfacher Tauschhandel. Das fortwährende Ringen um Deutungsmacht, widersprüchliche Loyalitäten und nicht zuletzt die zwingend öffentliche Dimension verkomplizieren den Prozess. Um diese Komplexität zu fassen und Gesetzmäßigkeiten zu identifizieren,

59 Vgl. Brennan und Pettit 2005, S. 3.

60 Vgl. ebd. S. 51.

61 Bromley 1993, S. 13.

62 Vgl. Brennan und Pettit 2005, S. 2 und S. 56–61.

63 Vgl. Bromley 1993, S. 120–122. Ein ähnliches Spektrum beschreibt auch Georg Franck, der für seine Analyse der öffentlichen Kommunikation ebenfalls ein wirtschaftstheoretisches Modell bemüht (vgl. Franck 2007).

denken Brennan und Pettit darüber nach, ein entsprechendes analytisches Instrumentarium für *kudonomics* (nach *κῦδος*, *kythos* [altgr.] = ›Ruhm, Ehre‹ = *κύρος*, *kiros* [neugr.] = *kudos* [engl.] = ›Ansehen, Prestige‹) zu entwickeln.⁶⁴ Wie zweckmäßig und umsetzbar eine solche grundsätzliche Herangehensweise sein kann, ist fraglich, vor allem wenn ein normativer Anspruch damit verbunden wird, was die beiden Autoren nicht ausschließen und wie es in der Theorie zu Wirtschaftssystemen nicht unüblich ist.⁶⁵ Die Geschichtswissenschaft aber kann und muss Prestige als gestaltungsmächtiges Kapital untersuchen, das in dieser Funktion Geld oder Macht vergleichbar ist und damit auch eine historische Erklärungsgröße darstellt.

1.4 Akademiker und Diplomaten in der *economy of esteem*

Internationale Beziehungen und Nähe zur Macht waren – und sind – ein wichtiges kulturelles Kapital. Norbert Elias diagnostiziert in seiner Analyse des europäischen Adels in der Frühen Neuzeit eine »Verkettung des Königs durch Etikette und Prestigechancen«.⁶⁶ Konkret erklärt er, wie sich zwischen Thron und Hofstaat durch Etikette und Prestigestreben Verhaltensstrukturen etablierten, die machtgenerierend bzw. machterhaltend wirkten. Der Distinktionsdrang des Adels mache ihn geneigt, sich der höfischen Etikette zu beugen, was wiederum dem König eine Handhabe zur Machtausübung gebe.⁶⁷ Lässt sich dieses Modell der »Verkettung« auch auf das Verhältnis von Universitäten und internationaler Politik anwenden? Wie verhalten sich Akademiker und Diplomaten in der *economy of esteem* und in welcher Weise wird ihr Verhältnis zueinander durch den Faktor Prestige bestimmt?

Universität und Diplomatie weisen soziologisch wie phänomenologisch eine Reihe von Gemeinsamkeiten auf. Im Rekurs auf Max Webers Überlegungen zu Status und Charisma prägt der Soziologe Heinz Kluth den Begriff »Sozialprestige« als eine moderne Form von Standesbewusstsein.⁶⁸ Das Konzept lässt sich sowohl auf Wissenschaftler als auch auf Diplomaten anwenden. Sie repräsentieren jeweils eine Elite, die als solche politisch handelt, sich aber nicht nur in die nationale Struktur eingebunden sieht, sondern gleichzeitig

64 Vgl. Brennan und Pettit 2004, S. 2.

65 Vgl. ebd.

66 Elias 1969, S. 178.

67 Vgl. ebd.

68 Kluth 1957, S. 6.